

Harald Parigger
Die Hexe von Zeil

Harald Parigger wurde 1953 in Flensburg geboren und studierte in Würzburg Geschichte und Germanistik. Nach seiner Promotion wurde er zunächst Lehrer an einem Gymnasium und arbeitete anschließend am Haus der Bayerischen Geschichte. Heute leitet er ein Gymnasium bei München. Neben wissenschaftlichen Aufsätzen schreibt er vor allem Geschichten für Kinder sowie historische Romane und Krimis für junge und erwachsene Leser.

Weitere Titel von Harald Parigger bei dtv junior: siehe Seite 4

Harald Parigger

Die Hexe von Zeil

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

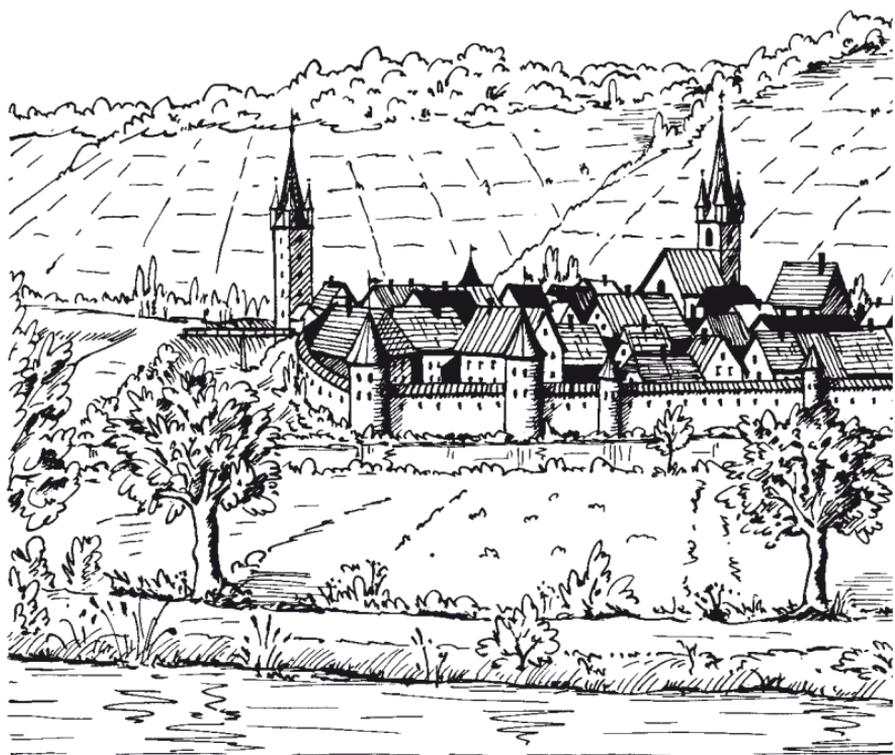
Von Harald Parigger sind bei dtv junior
außerdem lieferbar:
Der schwarze Mönch
Im Schatten des schwarzen Todes
Komm, Bruder Tod, so bleich und rot

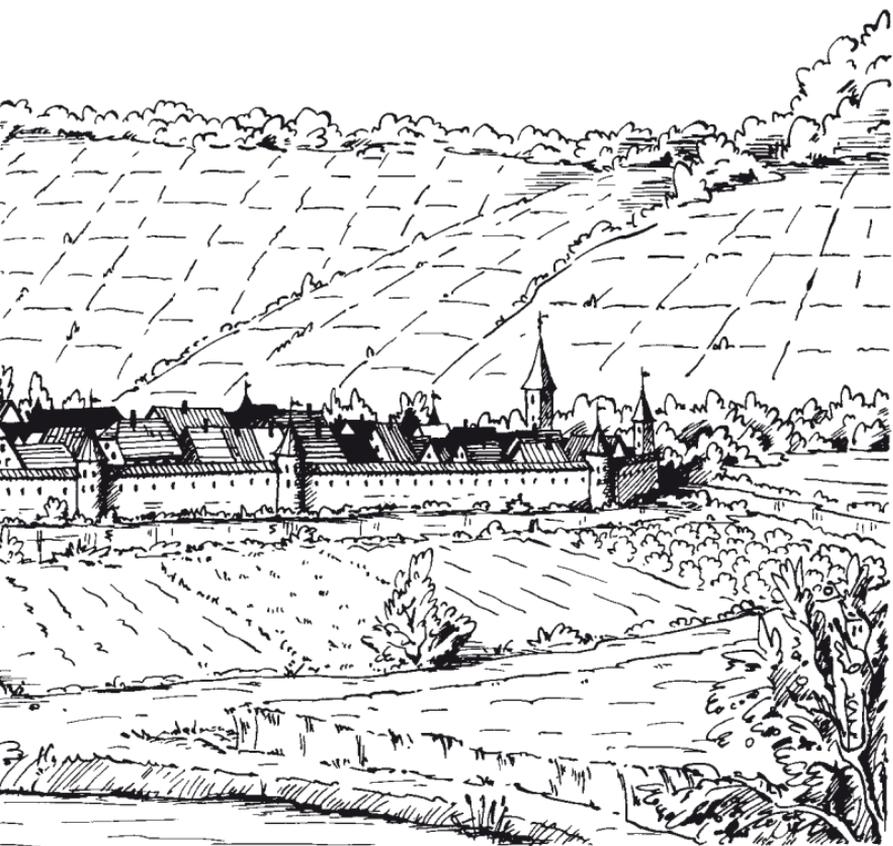
Das gesamte lieferbare Programm von
dtv junior und viele andere Informationen
finden sich unter www.dtvjunior.de



Ungekürzte Ausgabe
9. Auflage 2012
2002 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© für den Text: 2006 Harald Parigger
Innenillustration: Gert Köhler
© Egmont Verlagsgesellschaften mbH SchneiderBuch, Köln
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Klaus Steffens
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70679-7

Für Johannes, Anna, Babel
und die vielen tausend anderen, die unschuldig
gestorben und bis heute von keinem kirchlichen
oder weltlichen Gericht rehabilitiert
worden sind





Über das Buch

Die Hexe von Zeil erzählt die Geschichte einer jungen Frau, die der Hexerei beschuldigt und unmenschlichen seelischen und körperlichen Qualen ausgesetzt wird – eine Geschichte, wie sie sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts tausendfach abgespielt hat.

In dieser Zeit nahm die Verfolgung von Menschen, die sich angeblich dem Teufel verschworen hatten, vor allem in den süddeutschen Bistümern unvorstellbare Ausmaße an. Machtbesessene Kirchenfürsten, fanatische Theologen und pflichtbewusste Beamte bekämpften gnadenlos ein Verbrechen, dessen Existenz auch damals unter den Gelehrten schon umstritten war. Tief verwurzelter Aberglaube gab den Verfolgern den nötigen Rückhalt in der Bevölkerung, menschliche Niedertracht führte zu Bspitzelungen und Denunziationen. Hohe und Niedrige, Arme und Reiche, Frauen, Männer und Kinder fielen der Brutalität der Hexenjustiz zum Opfer. Wer einmal in ihre Mühlen geriet, für den gab es kaum ein Entrinnen.

Die meisten Personen in diesem Buch haben wirklich gelebt – die Täter und die Opfer. Die Verhöre, die Folterungen – sie haben sich wirklich so abgespielt. Die Engstirnigkeit, die Grausamkeit, die Gemeinheit – es hat sie wirklich gegeben. Aber auch Beispiele von Hilfsbereitschaft, Tapferkeit, Einsicht und Zivilcourage. Sie können uns Mut

machen, rechtzeitig gegen Verfolgung, Misshandlung und Rechtsbeugung zu protestieren. Denn die sind noch lange nicht aus unserer Welt verschwunden.

1667, im Kloster der Dominikanerinnen zu Bamberg

Die kleine Flamme des Talglichts warf einen matten Schein auf die dunkle Tischplatte, das Tintenglas, den gefalteten Bogen Papier und die Hand mit der Schreibfeder. Rasch und ohne zu stocken kratzte die Feder über das Papier.

Im 1627. Jahr nach der Geburt unseres Herrn wurde das Brennen ärger als je zuvor. Denn überall sah der Bischof das Böse am Werk; jedes Hagelwetter, jede kranke Kuh und jeden verdorrten Halm hielt er für eine Untat der verfluchten Hexensekte. Seine Ratgeber – Gott allein weiß, ob es gute Ratgeber waren – nährten die Glut seines Zorns, bis sie zur lodernden Flamme wurde, die überall im Land die Scheiterhaufen entzündete. Nirgends aber brannten so viele wie in Bamberg und in Zeil.

Die Feder hob sich; sie zitterte ein wenig, weil die Hand, die sie hielt, ein wenig zitterte. Es war eine schmale Hand, welk und fleckig vom Alter. Sie schien viel zu klein für den weiten, weißen Ärmel, aus dem sie herausragte und der sich wie ein Vorhang über das beschriebene Blatt breitete.

Aber schon schüttelte sich die Hand, der Ärmel gab das Papier frei, die Feder senkte sich in das Tintenfass und schrieb dann weiter, den Fingern gehorsam, die sie unbeirrt führten.

Größer und größer wurde die Zahl derer, die des Umgangs mit dem Bösen verdächtigt wurden und die alsbald die schrecklichsten Untaten eingestanden. Wie eine Seuche schien das Übel der Zauberei das ganze Land befallen zu haben und je mehr Hexen ihre Untaten mit dem Leben büßten, umso mehr schienen in Freiheit ihr Unwesen zu treiben. Schließlich ließ der Bischof ein Malefizhaus errichten, in dem alle eingekerkert wurden, die Gott so schändlich verleugnet haben sollten. Dort trafen sie auf ihre Richter, dort wurde ihr Urteil gefällt. Niemand hat in jener Zeit das Hexenhaus wieder verlassen, wenn er einmal darinnen war, es sei denn, um in dieser Welt seinen letzten Weg zu machen, zum Richtplatz am Schwarzen Kreuz, vor den Toren der Stadt. Möge Gott ihrer aller Seelen gnädig sein!

Zu den ersten, die der Bischof im neuen Hexenhaus verwahren ließ, zählte Anna, die Ehefrau des Bürgermeisters Johannes Lambrecht, meine Mutter. Bei der peinlichen Befragung gestand sie ein, Buhlin des Teufels geworden zu sein und mit ihren Hexenkünsten unfassbare Schandtaten begangen zu haben.

Wieder hob sich die welke Hand, in deren Fingern die Feder ruhte, und zitterte ein wenig.

Ein Tropfen Tinte löste sich aus dem Kiel und zerplatzte auf dem Papier, wo er zu einem hässlichen, schwarzen Mal verschwamm. Rasch wischte die Hand darüberhin, aber das Papier hatte die Flüssigkeit schon aufgesogen; das Mal blieb, wie es war: Fett und schwarz glänzte es zwischen den Buchstaben.

Energisch tauchte die Hand die Feder in das Tintenglas und schrieb dann fast hastig weiter.

Wir alle haben es nicht glauben wollen. Denn meine Mutter war eine gottesfürchtige Frau, die die Gebote der heiligen Kirche achtete, den Armen reichlich gab und meinem Vater eine treue und gehorsame Hausfrau war.

Aber das Urteil der drei gelehrten Männer, die ihre Richter waren, konnte wohl nicht bezweifelt werden. Und hatte sie nicht selbst ihre Schandtaten eingestanden?

So waren wir dankbar für die Gnade, die ihr der Bischof erwies: Er ließ sie mit dem Schwert richten, bevor ihr Leib zu Pulver und Asche verbrannt wurde.

Um das Böse, das sie vielleicht in unsere Herzen verpflanzt hatte, zu vertreiben, bemühten wir uns von diesem Tag an mehr als je zuvor, gottgefällig zu leben. Ich selbst war unerbittlich gegen mich, unerbittlicher noch, als es die strenge Zucht dieses Klosters fordert, ich unterwarf meinen Geist und meinen Körper den härtesten Prüfungen, ich flehte zu Gott und allen Heiligen, sie möchten nun den Satan von mir und den Meinen fern halten.

Aber es hat alles nichts helfen wollen. Der Fluch, der auf diesem Land und seinen Bewohnern lag, hat auch meine Familie zerstört und ließ und läßt mich bis heute an der heiligen Mutter Kirche zweifeln, an ihrer Weisheit und Güte.

Damit bin auch ich schuldig geworden, obwohl ich mich, Gott ist mein Zeuge, nie mit dem Satan eingelassen habe.

Wenn mich nach all den Jahren meine Erinnerung nicht trügt, so schlich sich der erste Zweifel in meine Seele, als sich der Tag zum ersten Mal jährte, an dem sie die Asche meiner Mutter in alle Winde verstreut hatten.

An diesem Tag nämlich . . .

Mitten im Satz ließ die Hand den Federkiel fallen, fasste die Schale mit dem Talg und hob sie empor. Die Flamme flackerte, Schatten wanderten ruhelos über die weißen Wände.

Die Buchstaben auf dem Papier verschwammen im Halbdunkel und der Lichtschein fiel auf das Gesicht einer alten Frau. Der schwarze Schleier, der es umgab, begrenzte es, so dass es einer runden, hölzernen Maske glich, voller Schrunden und Risse, kantig und fahl. Einer Fastnachtsmaske, die jemand zu schnitzen begonnen und dann ungeglättet und unbemalt fortgeworfen hatte, irgendwohin, wo sie durch Regen und Sonne und Frost verwittert war.

Zwei dunkle Augen blickten starr in das leuchtende Zucken und Flackern, so lange, bis nichts anderes mehr in ihnen war und die Flamme wuchs und zu einem lodernden Feuer wurde.

Was ist los? Ich kenne Euch ja nicht wieder! Wollt Ihr meinen Wein nicht wenigstens versuchen?«

Aufmunternd hielt Bürgermeister Johannes Lambrecht seinem Gast das Glas entgegen.

»Mir ist nicht danach«, brummte der Ratsherr, »ich habe dringend mit Euch zu reden.« Aber dann nahm er das Glas doch, kostete und schmatzte anerkennend. »Nicht schlecht, mein Lieber, wahrhaftig nicht schlecht!«

Er nahm noch einen Schluck und wischte sich den Bart. »In diesen miserablen Zeiten ist ein guter Wein so selten wie ein treuer Freund.« Er seufzte. »Und das bringt mich wieder auf den Grund meines Besuchs.«

»Ach was, Wallner!« Lambrecht winkte ab. »Jetzt kenn ich Euch schon so lange und immer habt Ihr Euch geweigert, den Geist arbeiten zu lassen, bevor nicht der Leib zu seinem Recht gekommen ist. Also geduldet Euch noch ein bisschen mit Eurem Anliegen . . .« Er wandte den Kopf und rief: »Ursula! Ursula!«

Gleich darauf öffnete sich die Tür und eine junge Frau betrat die Stube. Sie war schlank und ziemlich groß.

Unter einem weißen Häubchen quoll dichtes, dunkles Haar kaum gebändigt hervor und fiel in lo-

ckigen Strähnen in die Stirn. In ihrem blassen Gesicht glänzten die Augen groß und rund, Augen, die so dunkel waren, dass man die Pupillen darin nicht sah. Das Licht spiegelte sich in ihnen wie das Mondlicht in der nächtlichen Schwärze eines Sees; sie waren blank wie Glas und man konnte doch nicht hineinsehen.

Das Mädchen begrüßte den Gast mit einem freundlichen Nicken und meinte dann lächelnd: »Ihr wollt bestimmt, dass ich ein bisschen Fleisch und Brot bringe!«

Lambrecht sah sie liebevoll an. »Du hast es erraten, Ursula. Bring auch eingelegte Gurken, und wenn du noch von der Spinattorte von heute Mittag hast . . .«

Ursula nickte. »Fast die Hälfte ist übrig geblieben. Hab ein bisschen Geduld, es wird nicht lang dauern!«

Schweigend tranken die Männer ihren Wein und warteten, bis die junge Frau das Essen gebracht und den Raum wieder verlassen hatte.

Nachdenklich sah Wallner ihr hinterher. »Schön ist sie geworden«, sagte er, »so schön, wie ihre Mutter war. Wie alt ist sie jetzt?«

»Neunzehn Jahre fast.«

»Ihr solltet sie verheiraten, Lambrecht. Sonst kommt sie auch noch wie ihre Schwester auf dumme Gedanken und geht ins Kloster. Habt Ihr denn keinen jungen Mann, den ihr für würdig haltet . . .«

»Würdig, würdig«, der Bürgermeister schüttelte den Kopf. »Da ließe sich wohl einer finden. Aber sie will nicht. Sie sagt, sie könne mich nicht allein lassen. Und sie hat nicht mal Unrecht. Sie ist mir eine große

Hilfe, seit ihre Mutter tot ist . . . Den Haushalt führt sie mir, meine Bücher hält sie mir in Ordnung, Knechte und Mägde gehorchen ihr aufs Wort. Ich kann sie also wirklich kaum entbehren. Trotzdem würde ich sie mit Freuden an einen guten Mann verheiraten, aber sie hat ihren eigenen Kopf; seit einiger Zeit trägt sie sogar eine Haube wie eine Ehefrau, als ob sie allen Burschen sagen wollte: ›Fass mich nicht an!‹ Nein, ich muss die Entscheidung ihr überlassen, denn wenn man ihr etwas aufzwingen will, dann wird sie widerborstig und führt sich auf, als ob sie den Teufel im Leib . . .«

Lambrecht unterbrach sich unvermittelt und schlug plötzlich mit beiden Fäusten auf den Tisch, dass die Gläser klirrten und Wallner heftig zusammenzuckte. »Bei allen Heiligen, da wäre mir fast wieder etwas herausgerutscht!« Er versuchte zu lächeln, doch es gelang ihm nicht. Höhnisch fuhr er fort: »Was glotzt Ihr so, Wallner? Hat Euch der *Teufel im Leib* so erschreckt? Glaubt Ihr, dass meine Tochter Euch verhexen könnte? Oder fürchtet Ihr vielleicht, dass die Zimmerdecke sich auftut und ein feuriger Racheengel mit den Zügen unseres gestrengen Weihbischofs herniedersteigt, um uns im Auftrag Seiner Fürstlichen Gnaden in Asche zu verwandeln? Vielleicht, weil der Wein, den wir da trinken, so gut ist, dass er Teufelswerk sein muss? O mein Gott!« Der Hohn war aus seiner Stimme verschwunden, Kummer und Zorn mischten sich jetzt darin. Er griff nach seinem Glas und goss den Inhalt in einem Zug hinunter.

»Ihr solltet nicht so reden, Lambrecht!«, sagte Wallner besorgt. »Seht Ihr, das ist es, was ich Euch

sagen wollte: Ihr redet Euch noch um Kopf und Kragen!«

Aber Lambrecht hörte ihm gar nicht zu. »Die gottlose Hexenbrut wollen sie ausrotten«, sagte er wie zu sich selbst, »aber kann man den Satan bezwingen, indem man seine Diener vernichtet? Kann er nicht für jede Hexe, die verbrennt, sogleich zwei neue gewinnen, wenn er so mächtig ist, dass er Weiber, Pfaffen, Ratsherren, ja, unschuldige Kinder in seine Dienste lockt?«

Er sprang auf und lief unruhig im Zimmer auf und ab. »Wohin soll das nur führen! Das ganze Land wird in die Hand des Bösen fallen, alle Menschen werden folglich verbrannt werden müssen, bis nur noch Seine Fürstlichen Gnaden und sein Weihbischof übrig sind. Die müssen sich dann gegenseitig die Fackel an den Leib halten. Wenn es keine Menschen mehr gibt, dann kann es auch keine Hexen mehr geben. Oder macht sich der Teufel dann die Schweine und die Kühe dienstbar?«

Lambrecht rieb sich die Augen, als erwache er aus einem bösen Traum. »Da kann doch etwas nicht stimmen, Wallner! Wieso ist die Stadt Nürnberg von den Anfechtungen verschont? Seit Jahrzehnten haben sie dort niemand mehr verbrannt – doch ich wüsste nicht, dass dort mehr Vieh verreckt, mehr Unwetter niedergegangen, mehr Kinder gestorben wären als bei uns. Hier hingegen haben so viele mit dem Teufel paktiert, dass es in Bamberg ein eigenes Lochhaus gibt, nur für sie und ein zweites in Zeil, ein drittes, sage ich Euch, wird es in Hallstadt geben und ein viertes in Lichtenfels und ein fünftes ich weiß nicht wo! Ist es nicht seltsam, dass der Satan ausge-

rechnet bei uns so reichlich Gehör findet? Seinen eigenen Kanzler hat der Bischof verhaften lassen und dessen Sohn dazu – kann denn jemand im Ernst glauben, dass diese Männer an teuflischen Zaubereien beteiligt waren?»

»Halt, halt, halt«, unterbrach ihn Wallner energisch. »Da habt Ihr es doch wieder! Der Kanzler hat vor dem Reichskammergericht gegen die Hinrichtung seiner Frau und seiner Tochter protestiert. Vor dem Reichskammergericht! Wundert es Euch da, dass der Fürstbischof ihm den Prozess machen lässt?«

Lambrecht sah seinen Freund fassungslos an. »Mein Gott, Wallner, so vernagelt könnt Ihr doch nicht sein! Ihr könnt das doch unmöglich gutheißen! Darf man einem Mann für seine Zweifel, für seine Trauer um Frau und Tochter den Prozess machen? Wo sind da Recht und Billigkeit?«

Der Ratsherr zuckte die Achseln. »Ich habe nicht von gutheißen geredet. Ich habe nur gesagt, man brauche sich nicht zu wundern.«

Lambrecht hatte seine unruhige Wanderung wieder aufgenommen und beachtete seinen Einwurf nicht. »Bei Gott und allen Heiligen, das muss doch einmal aufhören! Wer wollte abstreiten, dass das Böse existiert. Aber Menschen sind fehlbar, auch gelehrte Richter, auch Bischöfe – und so mag es manchen fürchterlichen Irrtum gegeben haben und noch geben . . .«

Er blieb stehen und starrte vor sich hin. »Anna«, sagte er leise, »niemals werde ich glauben, dass sie eine Hexe war. Nachdem die Büttel sie ins Malefizhaus gebracht haben, habe ich sie nie wieder gesehen. Sie

haben Wäsche für sie geholt und Essen und Trinken, monatelang. Durch nichts als ein paar Straßen und ein paar Mauern war sie getrennt von mir, und doch war's so weit, als hätten hundert Meilen zwischen uns gelegen. Wenn sie unter der Marter vor Schmerzen gewimmert hat, ich hab es nicht gehört. Wenn sie Angst vor dem Tod gehabt hat, ich hab es nicht bemerkt. Dann sind sie eines Tages gekommen und haben gesagt, dass sie gestorben sei für ihre Sünden, dass sie bereut habe und dass ihr Eigengut der Kasse des Bischofs verfallen sei. Es hat Gerüchte gegeben, was sie für Ungeheuerlichkeiten gestanden haben soll. Aber mir hat sie es nicht sagen können, dass sie mit dem Teufel Unzucht getrieben, dass sie Hostien geschändet und unschuldige Menschen getötet hat. Und deshalb glaub ich's auch nicht! Eher glaube ich, dass das verfluchte Pfaffengesindel und seine bestechlichen Richter . . .«

»Hört endlich auf!« Wallner schrie, aber man merkte ihm an, dass er es weniger aus Zorn als aus Sorge tat. »Zum letzten Mal, hört endlich auf, Lambrecht! Schon Euch zuzuhören reicht, dass sich ein Mann verdächtig macht in diesen Zeiten. Jetzt lasst endlich mich reden! Setzt euch wieder zu mir!«

Lambrecht gehorchte, erstaunt über den unerwarteten Ausbruch, und Wallner fuhr fort: »Ich bin gekommen als Euer Freund. Ich will, nein, ich muss Euch warnen. Euer loses Maul, wenn Ihr verzeiht, dass ich so offen rede, Euer verdammtes loses Maul und dazu die Erbitterung über den Tod Eurer Frau haben Euch in eine gefährliche Lage gebracht. Neulich, während der Sitzung, Eure spitze Bemerkung über Schwarzkonz . . .«